

Die Verwandlungen der Daphne : zur deutschen Lyrik unserer Zeit [Fortsetzung]

Autor(en): **Ewald, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Verwandlungen der Daphne

Zur deutschen Lyrik unserer Zeit

von August Ewald

Mell ist die Zukunft; um ihn ist Brod mit einer schmalen Ernte, Werfel mit einem ‚Trüppchen Ähren‘, Blaß mit einem süßen Hauch; dem Umfang des Ertrags nach eher reicher, aber nicht in dem, was not tut. Das Leitmotiv Liebe steht auch auf ihrem Fähnlein. Und von der einfachen großen Umgebung und der einfachen kleinen Begebenheit des Österreichers steht wenigstens die letztere bei ihnen zu liebevollem Umfassen heran. Freilich da gilt Alexander von Villers Schnörkel: « Für die Stimmung des Augenblicks einen Ausdruck bringen, der bei der Verskunst die Form leiht, ist deshalb noch nicht Poesie. » Nun dieser Augenblick wird auf der Harfe der Weltfreundschaft von Werfel und Brod gestimmt. Nur, daß die Saite programmatisch berührt wird, ist ihr Verhängnis, bei diesem weniger als bei jenem. Der größere Dichter ist zweifellos Max Brod.¹⁾ Wo ihm Juwelen zu fassen glücken, gelingt es ihm mit der Ruhe und Friedfertigkeit des Herzens, und dann leuchten sie warm und wirklich. Wo er, wie Werfel, die Idee beschwört, verfällt er dem Phantom und verkennt Weg und Ziel. Ein so hohes Ideal wie das Allmenschliche wird nicht durch Postulate und Setzungen gewonnen, sondern löst sich als ein Ruf, als ein Blitz, als ein Hauch aus dem Herzen. Das sind die Gedichte. Ihr ganzer Bestand zusammen erst ist das Gebäude – sofern es nicht, wie bei vielen, schön behauene Steine bleiben. Nun, dieses Haus der Weltfreundschaft ist Mells Domäne, mit nichten Werfels Illusion. Zwischen beiden steht Brod. Wo er ins Ganze greift – und das gelingt ihm in den Liebesliedern! – tut er es mit der Wärme des jungen Goethe –

Drum an deines Halses Himmelsschnee
Flüstre ich ein ängstlich Höllenwort:
Ängste mich, wenn deiner Lippen Kraft
Wie Umarmung auf den meinen ruht,
« Viel gelitten », ruft es mir im Blut.
« O verzeih », – es ruft so zauberhaft...

Er sucht den Menschen im Gegensatz zur Unendlichkeit des Alls zu zeigen. Aber diese Winzigkeit Mensch glaubt sich angefüllt mit der Würde

¹⁾ Max Brod *Buch der Liebe; Das gelobte Land*, Verlag Kurt Wolff, München.

des Daseins und dem Gewicht des Ich. Er will mit einem ganz deutlichen Zugriff in eine Hofmannsthalsche Terzine dessen Weltanschauung zu Leibe, zerstört aber, ohne es zu ahnen, mit der Verherrlichung des Bürgers schlimmster Artung das Menschliche durch eine billige Ethik vom Walten ruhiger Pflicht, die aber in diesem Falle gerade nichts ist als der Stumpf- und Dumpfsinn der Gewohnheit. Das einzige Unglück ist Totsein. Aber gerade das drängt die Liebenden auf den Friedhof zu denen, die ‚mit einem dorrenden Nerve‘, mit einem Tropfen Bluts noch, mit einem in Krampf und Spannung noch nicht verfallenen Muskel ein verwesender Anschein des Lebens sind –

Gebt uns, gebt dies Trümmerchen Leben,
 Hauchet aus ermatteten Kiefern!
 Laßt ihr es willig grasauf schweben,
 Wird es der Duft uns überliefern.
 Denn wir, seht, erliegen den Leiden,
 Tragen die Seelen vierfach gekettet;
 Hilfe, ihr Toten! Hilfe uns beiden!
 Da keine irdische Hand mehr rettet...

Das Gedicht gehört zu den Hauptschöpfungen der Lyrik und steht als Zeichen für einen hohen Grad von Melancholie der in seiner kindlichen Form ein Einschlag des Slavischen ist: die Trauer der unerlösten Kreatur, im Stubenmädchen, im Paradiesfischchen, in den Arbeitsgäulen. Es sind die wiederkehrenden Motive der Zeit, an dem Plunder des Expressionismus gemessen aber Dokumente eines zarten Herzens; sie alle enthalten – ein Wort des Cervantes! – Klagen, Tränen, Vorwürfe, Worte der Sehnsucht und des Hasses, der Liebe und der Verachtung; die einen voll Jubel, die anderen voll Jammer. Das dürfte ein Dutzend sein! Aber die anderen, bei denen manchmal eine komponierte Pause aufhorchen läßt, oder eine Erinnerung heranschwebt, ihnen fehlt das, was jede, auch die hellste Zeile von Mell auszeichnet, die Einbettung ins Dunkel; in einen Hauch von Dunkel. Man könnte einwerfen, daß es Dichtung gäbe, die reines Licht sei, z. B. Homer. Es wäre zu antworten, alles deutsche Wort trüge jenen Schattenfleck, der bald Schuld, bald Schicksal, bald Traum, bald Qual und bald Tod ist. Und manchmal nur die Folie des Hellen. Dieses allein aber? Im unzerbrechbaren und unantastbaren Umriss der Form, wie im *Jahr der Seele*, wie im *Buch der Hirten!* Brod aber steht da wie ein aus der Form brechender, von Liebe und Beseligung brennender Weihnachtsbaum – aber mit elektrischen Kerzen. In den Zweigen hängen wohl Engel, aber flackern keine Schatten. Das Licht ist starr. Mells Stimme kommt wie ein rufender Herzschlag aus dem All, Brods als derselbe

auf Schallplatten übertragen. Das alles gilt gesteigert für Franz Werfel.¹⁾ Die Idee ist herrischer, die Substanz brüchiger, der Wortschwall mächtiger. – Ein gutes, wenn auch nicht das einzige Zeichen für Form ist ihre Saugkraft, daß sie nicht mehr losläßt, daß sie das Gedächtnis okkupiert. Kaum etwas davon in dem gefeierten Werk! Aber aus der Rhetorik greifen so tiefe Symbole herüber wie die Hirtin –

Sie ging in Wellen weiß und schwarzen Schnees,
Inmitten des Geläutes und Gemähes.
Da ward das Kind zur Hirtin unsrer Schafe,
Zu Schlafen wurden schwarze, weiße Schafe.
Der Herbst war Traum, vom Saum des Wandelsternes
Scholl eine Schelle noch, ein Mäh, ein fernes...

Was die beiden Prager bindet, ist die slavische Traurigkeit. Was sie unterscheidet, ist bei Brod das Bekenntnis zur Liebe, bei Werfel Hingabe an den Geist. Wobei aber nie ganz klar wird, was der Geist sei, ob Vernunft, oder Wille, oder nur der ungeformte Auftrieb des Eros? Jedenfalls ist Werfel dort der reinste Geist, d. h. wirklicher Dichter, wo er, wie in den ‚Tiefen‘ die Unsterblichkeit der Seele im Ablauf des Schlummers durch alle Stadien der Schuld vom Halbschlaf bis zum Tiefschlaf ermißt, oder da, wo er schwermütig in die jugendreine Eindruckswelt zurücksinkt, wo, ‚von allen Geschichten und Gesichtern‘ ihr nichts blieb als das Moosrad unterm Wasserschaum –

Es steht eine Sägemühle im Wald,
Ich bin als Kind vorübergefahren.
War das vor hundert Jahren?
Jetzt bin ich nicht jung und nicht alt.
Doch ich weiß, in der Straße Lärmgefahren:
Ein Wasser schellt und schallt,
Und wirft mit raschen, mit blauen Haaren,
Übers Rad seine heilige Gewalt...

Hinreißend! Aber das ist nicht die Mühle der Romantik, oder die eines dritten Pragers: Rilke. Es ist die deutsche Mühle, jedoch ganz von ferne gesehen wie durch ein veränderndes Glas.

Der slavische Schatten, der in die österreichische Seele fällt, hat mit jenen Melancholien auch dem Grübeln um die letzten Fragen den Weg gebrochen. Soweit noch Werfel! Daß nun ein Mensch den hellen Landschaftsblick, den Unmut und die Trauer, die Ohnmacht und die Duldung und den Wissensdrang ums Letzte in den Melodienreichtum Mozarts kleidet, das rückt auf höchster künstlerischer Stufe neben Wallpach, den germanischen, Felix Braun,²⁾ den slavischen Öster-

¹⁾ Franz Werfel *Einander; Beschwörungen*; Verlag Kurt Wolff, München.

²⁾ Felix Braun *Das innere Leben*, Inselverlag, Leipzig.

reicher. Was sind ihm die Hellgeistigkeit des Westens, was der Formen-
klang des Südens, was das Lichtkämpferische des Nordens –

Germanien darf nicht länger einsam trauern,
Der West und Süd und Nord sind ihm verbraucht,
Ein junges Volk der Pilger und der Bauern,
Ist östlich aufgetaucht.
Der Slaven Lächeln ist uns aufgegangen,
So traf uns nie der Herzensliebe Blick.
O knochig arme eingefallene Wangen,
O dulndendes Genick!

So kommt es, daß das Elegische in Braun seinen vollkommensten
Ausdruck gewinnt, daß das, was gelegentlich schon empor wollte, was
oft wie ein Ausklang der Freude abschwoll, jetzt ein deutsches Allgefühl
wird. Unter diesem neuen Grundton ordnet sich nun die Welt: die
Natur, die Träume, Geschlecht und Blut, die klagende, am Irdischen
zerschellende Seele Hölderlins und die biblische Mythe. ‚Wie Elieser
Rebekka heimbringt‘, das ist eine Ballade; und doch müßte man neben
der altenglischen, neben der Bürgers und Goethes eine Gattung neu
benennen, so musikalisch verliert sich der liebliche Gegenstand in das
Schwebende der Atmosphäre. – Selten war der neue Ton eines Dich-
ters so sehr auch seine eigene Apologie wie hier –

Die Engel lächelten einander an,
Daß jedes Gleichmaß sich verschob in Klingen...

Ist es entzückender zu sagen, daß man das hohe Rhythmische für das
rührend Melodische aufgibt, nur wegen eines Hauches der Liebe?
Denn wie bei Mell und bei Brod steht auch über seinem Schöpfer-
schicksal der Stern ‚Liebe‘. Seine Wurzeln, die er für rein slavisch hält,
greifen auch ins Südliche. Jeder Vers, so sehr er im Bildlichen oft ein
Bekenntnis zu Wallpach ist, ist deshalb im Ethischen eine Abrechnung
mit ihm –

Denn Liebe ist Entströmen, ist Versinken,
Im eignen Ich faßt Liebe keinen Grund.

Also Werfel? Keineswegs. Was ihn, wie schon im Melodienreichtum
von diesem trennt, ist, trotz gleicher Boden- und Schicksalsverwurze-
lung, daß er den Geist als solchen kaum kennt, daß er ihn nur im Ge-
schöpf Gestalt werden sieht. Aber so gestaltet, ringt er mit ihm, dem
viermal verwandelten Erzengel: ‚Wie kommt das Böse in die Welt?‘ –
Die Antwort –

Es sehnt die Gottheit sich in dir nach sich,
Dein Leid ist ihr Leid, daher treibt sie dich...

Aus so entlegenen, aber melodischen Spekulationen zieht er die im Irdischen entscheidenden Folgerungen bei dem Zufallsfinden und -verlieren der heimlich begehrten Frau –

Laß ab, als Darbenden dich zu bedauern,
So lang der Funken dir im Herzen glimmt.
Geliebtes zu besitzen wird Verhängnis,
Doch ewig Frucht trägt Sehnsucht nach Empfängnis...

Diese Elegie, die ‚Begegnung‘ überschrieben ist, wurzelt mit dem ganzen Zauber des ‚Waldsteigs‘ von Stifter in dessen Naturgefühl. Von diesem im Landschaftlichen befruchtet, im Liebeslied von Goethe durchflutet, findet er im Religiösen am Gottgefühl Schröders die christliche Stütze –

Wer und woher ich bin,
Weiß Gott allein
Daß ich bin, der ich bin,
Macht daß ich wein.
Doch bin ich immerhin
Nicht schuld allein...

Formal beherrscht er, ein edler Eklektiker wie Hofmannsthal und Lernet-Holenia, den ganzen Reichtum lyrischer Sprachgestalten: er hat das Sonett mit zauberhaftem Abgesang, die Ottava rima mit dem zärtlichen Raisonement der Liebe, die Ode mit dem bindenden Schleifenflug der Gedanken, die Serenade und den Gesang, das gemütsverschwärmte Volkslied und das flehende Gebet. In allem ein elegischer Tropfen! Das macht auch in den romanischsten dieser Formen die Seele weich und die Substanz bewegt –

Die Götter lieben
Ein Herz, das stürmt und rauscht, nicht eins, das tönt...

Daß er mit alledem, mit dem Bekenntnis zu Frommheit, Armut und Dämmer sich der welkenden Landschaft verschrieben hat, ist, an dem elegischen Charakter gesehen; das Gemütsverwandte, daß er nahe zu Mell steht, an der lyrisch lang nachschwingenden und symbolisch ins Jenseitige zitternden Saite des Freundes gegriffen, das Licht- und Blutverbundene. Der tiefe Grund alter Kulturen, der semitischen wie der griechischen, gibt seinem Schmerz die menschliche Tiefe. Daß er, den die Liebe ‚allein unter den Tannen‘ ließ, sich nur an die zartesten der Griechinnen wendet, an Berenike, Hebe und Ismene, entspringt seiner entsagenden Seelenfärbung gegenüber dem mit den Bacchanten schwärmenden Lebensatem Mell's. Der meist ins Menschheitsgültige deutende Sinn des griechischen Götterhimmels aber wird in dem

Daphnemythos zum Sinnbild seines wie des Dichterschicksals überhaupt –

Meine Gottheit kann dich nicht bestehen,
Deine Schönheit überwächst sie weit,
Und schon birgst du dich vor meinem Flehen
In das vorgerauschte Lorbeerkleid...

Die Verwandlung der irdischen Lust in die himmlische der nährenden Natur in dem Augenblick, wo die Sehnsucht aus der Gier nach dem Unerreichbaren, dem Weib, übergeht in den Griff nach dem Lorbeer und wo das mit dem heiligen Blatt belohnende Zweigicht allein die Erfüllung ist, das ist der schöne Sinn dieses Laubwerks, das auch bei Mell

Sie verkleidet, Ruh den Gliedern fächelt.
Und sie nimmt die Vögel an ihr Herz,
Und der neue Atem, den sie lächelt,
Füllt die Wiese und haucht himmelwärts...

Bei Felix Braun spielt noch etwas anderes hinein. Es ist das Motiv der Seelenwanderung –

Uralt bin ich: von Anfang komm ich her...

Denn dieser Apollo ist der Dichter selbst im antiken Gewand; er kehrt wieder als der Staufensänger auf dem Alpenpaß, indem er so dem mittelalterlichen Kulturkreis in höchstem Amt von höchster Warte den Blick öffnet mit dem Nachzügleraspekt des im Heutigen unzeitgemäßen Dichters –

Ich habe mich verspätet in dem Saale
Des Berghospizes, es sind fortgegangen,
Die Pilger alle und ich bin allein...

Welch rührendes Verspäten, welches Sitzen am Feuer, im Reden ums Tiefste unterm Rausch von Met und Wein! Der ‚Wind des Eises‘ um die Stirn, der Duft der Alpenkräuter im Herzen, das Sausen der Schluchten und Gewässer im Ohr, der ganze wilde Zauber nordsüdlicher Scheidewand aus persönlichstem Zubeding zum Boden, die die höchsten Spitzen der Berge auch symbolisch überragende Höhe seines Standorts als der Gottgesandte, der Ewige, der Sänger – das ist der natur- und ideengroße Untergrund, auf dem er im seligsten Dichterrausch die Zeit vergaß –

Wie lang ist's her, daß ich hinabgestiegen!
Ach, über Blüten hing ich, wie die Bienen,
Durch hundert Frühlinge und ungestillt.
Ich trank die flockige Milch der Felsenziegen,
Ich lag im Grün vom heiligen Licht durchschienen,
Den Blick im Blau, drin weiß die Wolke schwillt...

Zu neuer Menschwerdung in dieser Zeit erwacht, findet er sich mit dem gleichen, ewig aus dem Himmel flammenden Feuer in der Brust hier wieder, ‚in des Lärmes frecher Gasse‘ –

Wo bin ich nun? Ich höre fremde Rede,
Durch Städte geh' ich, steinern, ungeheuer,
Hier sind die Hohenstaufen nicht die Herrn...

Ist es nicht wunderbar, wie hier auf engstem Fleck ein Baum steht, die dunkeln Wurzeln nach allen Seiten ins Europäische hinein, den liederdurchschmetterten Wipfel aber im deutschen Himmel? Für Anton Wildgans¹⁾, den Österreicher, liegt im Weiblichen der Entwicklungskeim zu dem erbitterten aus der Erfahrung abgeleiteten Pessimismus, wie ihn nur in solchem Ausmaß und Ingrimm noch Ehrenstein, angeboren und zerstörerisch, aufweist. Zwar scheinen das die zarten Mädchen Rilkes. Aber er wendet die Münze, und schon sind es die Weiber und Vampire Baudelaires. In all den Klagen über versäumte Seelen- und Sinnenfreude steht noch das Unfertige, zu leicht Geformte, ohne das Dunkel, die Säfte und den Traum. Es ist das Fasterlebte und Ungewisse der Gefühle, ohne das dichte Gewebe des jungen Hofmannsthal. Da reißt ihn ein Moment der Selbstbesinnung am Grab der Mutter aus jenem Erlebniszustand der Jugend, der von Herzens-trägheit und Lebensgier sein flackerndes Licht erhält –

O, du kannst einsam sein, daß Gott erbarm!

Das aber führt ihn erneut ins ‚Wir‘, aus dem des Argwohns des Bluts in das der sozialen Bindung. Mitleid bestimmt. Die armen Mädchen des Volkes, die Lahmen, die Dirnen und ihre Kinder im Waisenhaus, die von der Welt gebrandmarkt sind –

Die meisten aber sterben wie der Schächer,
Der linke, der nicht weiß, daß der Verbrecher
Am Kreuz daneben Jesus Christus ist...

Sein Mitgefühl mit den Ausgestoßenen und Unterdrückten, das den Dichter einem hier so herzlich nahe bringt und das psychologisch scharfe Streiflichter auf die Reichen und die Richter wirft, bringt mit dem kleinen Alltag und dem gegen die Klassenordnung mit Gott Hadernden jene Sentimentalität auf, die zerfällt, sobald die Gesellschaft zerfällt, an der sie sich schärft. Da geht ihm mit einem herrlichen Triptychon der Liebe ein neues Erlebnis auf, das ein neuer poetischer Ruf ist und mit dem ausklingenden Trost an die Weinende sein Auge nach innen fühlen läßt –

¹⁾ Anton Wildgans *Buch der Gedichte*, Verlag Staakmann, Leipzig.

Doch du wirst jung sein, immer wieder wird
 Zu dir der Frühling von den Hängen steigen,
 Und immer wieder wird dein Haar verwirrt
 Vom Tanze sein und von dem Rausch der Geigen.
 Ich aber will von keinem Reiz beirrt
 Mich tiefer in die eigene Seele neigen...

Was aber ist diese Seele? Masken, Gestalten, Gesichte! Ja, des Dichters arme Narrenseele selbst, ‚die bisweilen den Spuk überschreit‘. Es ist, um es herauszusagen, noch das Wedekindische, eine Mischung aus Mode, Verdrossenheit des Herzens, beißender Selbstkritik und des schon vorfühlenden Theatersinns: der herzblutende Harlekin, der philosophierende Lüdrian, der prahlerische Schmarotzer. Ein gallespeiender Pessimismus, der in der Verdeutschung von Baudelaires ‚Aas‘ sein unmenschliches Sinnbild erhält und es in den ‚Kloaken‘ vielleicht noch übertrifft! Nicht mehr die Gesellschaft ist es jetzt, sondern das Schicksal, an dem sich das zarte Herz wundreibt. Der Gegensatz von Bluttausch und Weisheit ist tiefer und zerstückender geworden, denn –

Der Frieden der Sinne wäre der Frieden der Welt...

Mit dem tritt er in den Mittag und den hohen Sommer. Der Erkenntnis und Beschauung weicht der ‚liebe Trug‘ des Vergangenen. Nicht mehr das Rätselraten des Traumes, schöne Worte, ‚gepflegte Sätze ohne Blut und Ziel‘ – es geht um die Inbrunst des Herzens, statt des Ichs um das Allgemeine der Menschheit, um ihr Ringen und Lieben, ihr Irren, ihr Gut und Böses –

Im ewig Menschlichen will sie den Meister,
 Das Seltsame ist für verspielte Geister...

Fürwahr ein hohes Ziel und – fürwahr der alte Kampf! Statt des Wühlens im Zersetzenden der Durchbruch ins Heitere, ohne der Gesänge ‚im Abgrund‘ zu vergessen –

Leides Sturm beruhigt sich zum Fächeln,
 Zorn wird Duldung, Bitterkeit wird Lächeln...

Nun gibt es Blicke von oben auf die Landschaft, Blicke ins Blut beim Betrachten seines Kindes und, im Zartsein zur Freundin fast die Versöhnung mit der Frau. Denn so sehr ihm jetzt, dem Berühmten, aus Frauenaugen die Liebe blitzt, so weit ist er nun ‚für jene jenseits aller Grenzen‘. Der Traum wird abgelöst durch die Arbeit. ‚Der Hufschmied‘ ist die vollkommene Feier der Tat. Kann der Geist doch im ‚Fertigen von Schuhen‘ größere Befriedigung finden als im Denken. Und so verändert ist die Sprache jetzt, daß es fast unmöglich ist, dies

anders zu sagen, als es der Dichter schon geformt hat, so unerschütterlich der errungene Standort, so absolut und göltig seine sittliche Höhe. Nichts als das Einfache! Und ein so einfacher Grund für die Wandlung: eine schwere Krankheit. Ganz anders, mit dem völligen Verlassen des ‚Wir‘, ordnet sich unter dem neuen ‚Du‘ nun sein Ichgefühl: aus dem Gotterbarm! des Alleinseins zur ‚Gabe wunderbar!‘ Alle anderen Lebensfragen der mittleren Jahre bleiben beibehalten, nur ins hohe Menschliche vervollkommenet. Nun ist Leben und Geist von keiner Kluft mehr getrennt, dem tiefer Schauenden sind sie eins: ‚Der Urlaut unten und die Stille oben.‘ Geradezu biblisch ist das Wiedersehen mit Gott –

Jetzt aber bin ich wieder erwacht aus wüstem Traum
Und werf mich vor dir nieder, Gott Erde, Gras und Baum!
Gott Wind und Stern und Wolke, Gott Sommermittagshauch,
Gott Duft vom Tannenhharze und wildem Himbeerstrauch...

Das deutet auf das Landschaftliche, in das er mit der ‚Panischen Elegie‘ im Distichon auf Höhen sich hinaufwiegt, wo nur der Adler ruht –

Matten, o selige Matten, schon winkt ihr, schon zeigt sich der Gipfel,
An italisches Blau ragen die Zinnen aus Gold.
Täler da unten erfüllt von opalisch flutenden Nebeln,
Täler von zitterndem Licht bis auf die Gründe durchströmt!
Fenster von weißen Gehöften lodern auf südlichen Lehnen,
Bis an die Grenze des Schnees müht sich der Pflüger empor...

Ein Bekenntnis wie kein zweites! Und darum, wie in seiner letzten Phase das antike Versmaß, so reiht ihn auch in allen Lebensbezügen, recht verstanden, die Gelegenheitsdichtung an das, was uns erneut mit dem segnet, was wir das Goethesche nennen, das keinen Namen meint, sondern eine Seelenlage. Solcher Gelegenheiten eine bindet er in die Ottava rima mit der ‚Zuneigung an die geliebte Landschaft‘. Welch ein Tempo, Welch ein Aufbau! Wie werden hier die sechs Zeilen zu je sechs Etappen des Weges, in denen das Auge liebkost, überprüft, ruht, liest, verfolgt und deutet, weil alles Zeichen und Erlebnis wird –

Die Straße jetzt, die Bank, die lieben Mühlen,
In fichtendunklen Grund hineingebaut –
Treibender Wildbach du mit deinem kühlen
Kristallgeschäum und Silberschellenlaut,
Du Übermut, du ungestümes Wühlen,
Du Schimmelfohlen, das den Strang zerhaut,
Schäum’, springe zu, doch brich mir nicht das alte
Nährmütterliche Rad, das Gott erhalte.

Nun der Bergweg, der Gipfel, die Betrachtung und der Abstieg und immer, in den zwei letzten Bändern des Achtzeilers, ein enger und enger werdendes Bekenntnis zur Erde.

Eine neue monumentale Gelegenheit (das ist der Krieg!), ein Monument der Sprache! Wir können nicht sehen, warum er dieses Denkmal aus der neuen Ordnung seiner Gedichte ausgeschlossen und in dem verschollenen Almanach eingesargt läßt. Denn ‚Das große Händefalten‘ führt im Nu das ganze Österreich vor, doch so, daß das freundliche Land, das ihm ‚der Inbegriff der Erde ist‘, ins Blut, ins Seiende und Handelnde, ins Wehrhafte und in ‚das, was not tut‘, seine Kräfte überleitet –

Wir sind unwirkt von holdestem Betören,
 Die Landschaft sänftigt jeden Sorgenblick
 Und ladet ein zu süßem Ihrgehören,
 Zu Wein und Liebe, Rührung und Musik.
 Musik ist unserer jungen Menschen Schreiten,
 Musik, von allen Hängen jubelt sie,
 Und selbst der großen Städte Nüchternheiten
 Berücksicht die allgemeine Melodie.
 Das macht das Leben wert, die Herzen weicher,
 Die Sinne fein, das Urteil menschlich mild,
 Das macht den Künstler, macht den Österreicher,
 Und schafft aus Träumern Helden, wenn es gilt...

Unter den vielen, die in der Rhetorik des Expressionismus lyrische Donnerkeile schwingen zu sollen glaubten, waren, in ihrer Art, so beachtenswerte Namen wie Gottfried Benn, Johannes R. Becher und Albert Ehrenstein. Wie weit sind wir von alledem heut ab, sofern wir ihm jemals nahe waren! Aber Albert Ehrenstein¹⁾ gehört darum ins Österreichische, weil er in diesem brodelndsten aller Schmelztiegel das angeboren Pessimistische so sehr outriert hat, daß das Absurde das Absurde gründlich aufhebt und es durch diese Harmonie zu etwas wird. Zu was? Zu einem Zeit- und Lebensdokument. Daß es im Wesentlichen ohne Reime ist, stützt seine Stoßkraft. Daß es als lyrisches Feld dürr liegt, verweist die ausgesprochene Persönlichkeit des Verfassers in eine psychologische Abhandlung. Daß aber ein verwaistes Büschel Blumen fremdster und frühlingsartester Art aus dem Ganzen in die Hände fällt, läßt, unter dem Anhalten des Atems, bedauern, daß hier ein großes Talent in die Brüche ging; denn wo er einmal richtig die Tasten greift, da fällt's ihm wie Schneeflocken von den Fingern –

Seele wiegt auf Welle sich
 Traumbefreit vom Krieg –
 Seerosen geselle dich,
 Werde Schilfblatt, flieg!

*

(Schluß folgt.)

¹⁾ Albert Ehrenstein *Die Gedichte*, Verlag E. Strache, Leipzig.